

Johannes von Guenther

# Im Morgenwind der Silbernen Epoche

Literarische Begegnungen in Petersburg

Der dreißigjährige Schriftsteller Johannes von Guenther ist einer der letzten unmittelbaren Zeugen jener Blüteperiode russischer Dichtkunst, die sich in den ersten anderthalb Jahrzehnten vor der Oktoberrevolution in Petersburg und Moskau entfaltet hatte. Sein schönes Erinnerungsbuch „Ein Leben im Ostwind“ schildert Begegnungen mit nahezu allen namhaften russischen Dichtern des Symbolismus, darunter Alexander Blok, Nikolai Gumiljow, Anna Achmatowa und dem später berühmt gewordenen Regisseur Wsewolod Meyerhold. Als Autor avantgardistischer Verse und Kunder Stefan Georges, zugleich als Übersetzer russischer Lyrik wurde er von ihnen mit offenen Armen empfangen. Da er zugleich in den literarischen Kreisen Münchens und Berlins Fuß gefaßt hatte, wirkte Guenther nicht nur als Mittler deutscher Dichtkunst in Petersburg und Moskau, sondern auch, ein Leben lang, als Botschafter der russischen Literatur im deutschen Sprachbereich. Die hier wiedergegebenen Auszüge erzählen von seiner ersten Begegnung mit den Hauptgestalten der sogenannten „silbernen Epoche“.



Neuski-Prospekt in St. Petersburg, 1903

Foto Ullstein

Ich war in Petersburg. Wohin führte mich mein erster Weg? Wohin konnte er mich führen als zu Alexander Blok?

Polaritäten. Der Dichter Blok wohnte in einer Kaserne. Sein Stiefvater war Oberst des Leibgrenadierregimentes. Man mußte Blocks zärtlich gehüteten Namen einem düster blickenden Posten sagen, der einen zu der Wohnung des Herrn Obersten im ersten Stock wies.

Früher Nachmittag. Sie hatten mich erwartet. Sie wohnten in einer kleinen Wohnung, die von der des Stiefvaters abgeteilt worden war.

Hatte ich mir Blok so vorgestellt? Genau so. Er trug einen schwarzen, weiten Kittel mit schmalen weißen Kragen. Er war noch jung, sechszwanzig, aber seine Gestalt hatte nichts Jüngerlinghaftes mehr; er war mittelgroß, schlank, aber in seiner Figur lag etwas Gedrungenes, was ihn manchmal ein wenig unbeholfen erscheinen ließ. Sein braunes Haar war leicht gewellt, sein bartloses Gesicht sah, selbst wenn er lustig war, seltsam konzentriert aus. Er sprach langsam. Seine hellen Augen konnte man eher traurig nennen. Seine Lippen waren voll und sonderbar rot. Um seine hohe ovale Stirn lag ein Nimbus aus Eigensinn und Vertraulichkeit. Seine Bewegungen waren langsam, manchmal fast linkisch. Er war weder gültig noch herzlich, aber man mußte ihn lieben. So konnte nur ein Dichter aussehen.

Und seine Frau? Ljubow Dmitriewna, kaum kleiner als er, blond und schlank, war sehr hübsch, aber es war eine nicht zeitgemäße Hübschheit des achtzehnten Jahrhunderts. Sie war sehr sicher und trotz ihrer Jugend fraulich; sie stand ganz im Leben und wußte es. Sie war freundlicher und auch lustiger, auf jeden Fall aber viel bestimmter als Blok.

Auch Blocks Mutter lernte ich an diesem Nachmittag kennen, eine sehr schlanke, sensible alte Dame, vielleicht etwas zu gültig, etwas zu intellektuell, von einer leicht hektischen Liebenswürdigkeit, die beständig nach einem persönlichen Kontakt sucht.

Blok schien sich in dieser Atmosphäre behaglich zu fühlen, man merkte, daß er gern von Frauen umgeben war, sich verwöhnen und bewundern ließ und ein wenig von einem Muttersöhnchen an sich hatte.

An diesem Nachmittag und am Abend lebten wir nur von Gedichten. Ich hatte von den „Liedern an die Schönste Dame“ rund zwei Drittel übersetzt, und Blok, der sehr gut Deutsch konnte, wollte natürlich alle die Nachdichtungen, die ich ihm noch nicht geschickt

hatte, gleich hören. Und mir schmeichelte es, in diesem Kreise vorlesen zu dürfen.

Ich sprach die Verse, wie ich es bei Franz Hessel gelernt hatte, gleichsam überhöht, wie man im George-Kreis Gedichte sprach. Es machte Eindruck, denn Blok selber sprach Verse ähnlich, wenn auch viel ruhiger, gewissermaßen leidenschaftslos, die Endsilben jedesmal leicht verschluckend, und mit viel weniger Lautaufwand, somit natürlicher als ich.

Blok sprach viele neue Gedichte, die freilich von dem Magisch-Religiösen der „Lieder an die Schönste Dame“ abwichen. Eine leichte Natur-Dämonie trat jetzt vor, eine heitere Surrealistik, die nicht nach dem Sinn seiner Mutter war, während seine Frau gerade diese — natürlich nicht für sie geschriebene Verse — temperamentvoll verteidigte. Ich schlug mich selbstverständlich auf die Seite von Ljubow Dmitriewna. Sonderbar war, wie objektiv man über alles sprach: nicht „mein Mann“ oder „mein Sohn“, sondern „Blok“ und „Er“ und höchstens „Sascha“.

Dann sprach ich noch Verse von Stefan Georges, aber sie gefielen Blok nicht. Er war merkwürdig uninteressiert an neuen deutschen Gedichten und seine Neigung gehörte fast ausschließlich Heine, von dem er viel übersetzt hat, mit großer Einfühlung, wenn auch gewisser Vorliebe für sentimentale Verse, die nicht zu den besten dieses Dichters gehören.

Wenige Tage darauf stand ich nachmittags vor der gleichen Tür. Blok hatte mir beim Abschied gesagt, er wolle mich sehr bald wiedersehen und mit seinen Freunden zusammenbringen. Alexander Alexandrowitsch bat mich, Platz zu nehmen, er habe eine Überraschung für mich. Und dann las er mir ein Gedicht vor, das er an mich gerichtet hatte. Ein schönes Gedicht, aus einer persönlich erlittenen Tiefe, die mich berührte. Es behandelte Themen, über die wir bei meinem ersten Besuch gesprochen und gestritten hatten: die luziferische Vision des irdisch verkörperten gefallenen Engels aus der Heerschar des Aufrührers Luzifer. Er hatte rätselhaft geantwortet: darüber darf man nicht spotten, unsere Schar ist noch klein.

Und nun hatte er mich in diesem später viel erörterten Gedicht unter Enthüllung einiger sogenannten Geheimzeichen in diese Schar einbezogen. Er überreichte es mir verlegen lächelnd. Ich war entzückt und bestürzt. Das war eine Art von Freundschaftserklärung, doch wozu verpflichtete sie? Ich war ja ohnehin sein Gefolgsmann, er hatte mich damit in seine Schar einbezogen.

Kurze Zeit darauf entstand dann der Gesang von jener Unbekannten, der „Nesnakomka“, der wie ein Lauffeuer durch ganz Rußland lief und Blocks Namen im Nu berühmt machte. In Blok ging etwas vor. Mitten im Schlußexamen an der Universität begann er mit dem Schriftsteller-Freund Tschulkow auf den Inseln im Newadelta oder in Vororten Abende und Nächte hindurch zu trinken. Der Dichter war in einen neuen seelischen Raum eingebrochen.

Verse, Verse um Verse. Dann kam das Abendessen. Und dann wieder die russischen Gespräche bis in die späte Nacht. Die Geheimnisse des Symbolismus. Die Geheimnisse des Verses, Geheimnisse der Kunst für die Kunst, die vorgab, sich an alle Menschen zu wenden. Denn wir alle, die wir damals beisammen waren, standen schon unmittelbar vor den Kreuzwegen, die aus den Unduldsamkeiten des Geistes in die Nachgiebigkeit des Fleisches hinüberführten. Es ist der Weg, den alle auf Erden gehen müssen. Fast alle.

Wir waren damals unduldsam. Blok ist es auf seine Weise geblieben; je älter er wurde, desto mehr versuchte er zu verteidigen, was er schon längst verraten mußte. Aus der Schönsten Dame wurde die schöne, aber käufliche Unbekannte, bis er dann beide in einem schmerzfüllten, leidenschaftlichen Nationalismus für Rossija, für Rußland, aufgab. Hat er das wirkliche Rußland wirklich geliebt? Betroffen denkt man an seine Apotheose des revolutionären Rußland der Bolschewiki in den „Zwölf“, seinem letzten Gedicht, das 1918 die ganze Welt verzauerte. Damals hat Blok es offenbar nicht einmal als eine Gotteslästerung empfunden, wenn er die zwölf fanatischen und vor nichts zurückschreckenden Aufrührer, nebst dem räudigen Hund, hinter Jesus Christus hermarschieren läßt. Später hat er selber den Kopf darüber geschüttelt.

Er war faszinierend. Er glaubte so stark an sich, daß man ihm glauben mußte. Dieser neue Antonius war insgeheim so tief in sich verliebt, daß man ihn lieben mußte. Wir alle liebten ihn. Tausende und aber Tausende haben ihn geliebt. Nicht nur Frauen. Die ganze russische Jugend lebte mit Blocks Gedichten. Die ersten waren 1904 erschienen, 1908 war er der Abgott des neuen Rußland.

Es war eine Zeit der Schlagworte und der Strömungen. Unter reger Teilnahme Dmitrij Mereschkowskij und seiner Frau Sinajda Hippus kam es in Petersburg zu den Sitzungen der religiös-philosophischen Gesellschaft, eine Art von Konzil aus orthodoxen Geistlichen und religiös interessierten Schriftstellern, das allerdings keine Dauer hatte. Immerhin beteiligten

sich die gescheiterten Köpfe Rußlands daran, und manche glänzenden Geister hatten ihm bleibende Anregung zu verdanken, nicht zuletzt die später so bekannt gewordenen Philosophen Rosanow und Berdjajew und die Religionsdenker Florenskij und Bulgakow.

Viele leicht entzündliche Köpfe flüchteten jedoch in eine unverbindliche Mystik, die sie als hervorsteckende russische Tugend priesen. Und sie gaben zu dieser nahrhaften Bouillon das schmackhaft bestechende Maggi eines ebenfalls echt russischen Anarchismus, denn ein wirklicher Russe müsse ja, meinten sie, das nil admirari der Anarchie zerstörerisch in seinem Blut spüren. Tschulkow gab zwei elegant aufgemachte Almanache „Die Fackel“ heraus, wärmstens gefördert von keinem geringeren als Wetscheslaw Iwanow. In der ersten Fackel stand Blocks erstes, stark romantisierendes Theaterstück „Die Schaubude“. Der „Mystische Anarchismus“ hielt sich jedoch kaum länger denn ein Jahr: er starb an dem Gelächter, das er hervorrief.

Almanache waren eine Zeitlang große Mode, genau wie achtzig Jahre zuvor, in Puschkins goldenem Zeitalter.

Bedeutende Verlage für die neue Dichtung gab es kaum. Der in Moskau von Valerij Brjusow geleitete „Skorpion“, in dem Balmont, Brjussow, Bjelyj, Iwanow, Sollogub und der Frau Hippus' Verse erschienen, war eine russische Parallele zum „Mercure de France“ in Paris. „Skorpion“ veröffentlichte den wichtigen Almanach „Nordische Blumen“ (zu Puschkins Zeit erschien ein gleichnamiger Almanach) und die schon erwähnte Monatsschrift „Die Waage“. Gleichfalls in Moskau war der Verlag „Greif“ (Grif), wo Blocks Verse der Schönsten Damen herausgekommen waren; und auch hier erschien ein Almanach.

Noch bezeichnete man die Symbolisten als dekadent, denn im Rußland des neunzehnten Jahrhunderts war es selbstverständlich gewesen, von der Dichtung nicht Kunst zu verlangen, sondern politische Aufklärung, je linker desto besser. Als die neuen Dichter, die Symbolisten, auftraten, wurden sie überall mit beißendem Spott empfangen. Das hatte sich auch 1906, als ich zum erstenmal in Petersburg war, noch nicht völlig gewandelt, allerdings konnte man damals schon voraussehen, daß die Schlacht um den neuen Geist bald gewonnen sein würde.

Der geistige Führer der Petersburger Symbolisten war Wetscheslaw (Wjatscheslaw) Iwanow, damals bereits vierzig. Er war ein Schüler Wladimir Solowjows, hatte in Deutschland stu-

diert und war zweifellos einer der gebildetsten und fundiertesten Köpfe seiner Zeit, zudem ein Dichter formstrenger und zuweilen leicht antikisierender Gedichte von hohem Pathos. Er zauberte in seine russische Sprache schwere alte Worte hinein, die seine meist esoterischen Verse manchmal dunkel machten. Es gab hier eine gewisse Parallele zu Stefan George, was ihn mir gleich sympathisch gemacht hatte. Das Priesterliche seiner Dichtung, das Hieratische, wirkte doppelt überzeugend, weil es nicht künstlich war, sondern seinem Inneren entsprang.

Ich hatte mit ihm korrespondiert und in meiner Unersättlichkeit suchte ich ihn schon am Tage nach meiner ersten Begegnung mit Blok auf.

Iwanow lebte in dem Eckhause Tawritscheskaja 25 (Taurischestraße), unmittelbar gegenüber dem schönen taurischen Park mit dem Palais des taurischen Fürsten, jenes berühmten Staatsmannes und Militärs Grigorij Potjomkin, den Katharina die Große in jener berühmten Nacht, als sie ihren Gatten, den schwachsinnigen Zaren Peter III., stürzte, aus einer Laune heraus zu ihrem Günstling gemacht hatte. Es ist für mich kein Zufall, daß Wetscheslaw der Großartige, wie man ihn zum Scherz — in dem viel Wahres lag — nannte, sich dort niedergelassen hatte.

Iwanow hatte damals mit seinen berühmten Mittwoch-Abenden angefangen. An diesen Abenden versammelte sich in seiner Wohnung, „Baschnja“ (der Turm) genannt, das geistige Rußland, soweit es in Petersburg vertreten war; die Schriftsteller, die Maler, die Komponisten, die großen Theaterleute und vor allem die jungen Dichter und die großen Philosophen, die Religionsphilosophen. Es war Iwanow gelungen, eine Atmosphäre zu schaffen, deren Ausströmungen zweifellos stark dazu beigetragen haben, den Kampf um die neue Dichtung siegreich zu beenden.

Ich traf es gut. Wetscheslaw Iwanow wurde gerade von Konstantin Somow porträtiert und ich durfte fast Tag für Tag dabei sein. Er hatte viel Zeit für mich, so daß wir uns rasch näherkamen. Brav und geduldig saß er mit einem Mona-Lisa-Lächeln da. Mit seinem rotblonden Haar, das ihm weit in den Nacken hinunterhing und seinen Löwenkopf wie eine Aureole umgab, mit seinem blonden Bart und in seiner stets dunklen Kleidung wirkte er wie eine Gestalt aus einem anderen Jahrhundert. Er war damals vierzig, groß, breitschultrig, hatte einen wiegenden Gang, helle, wohlwollende Augen, die kurzzeitig durch ein lustig schaukelndes Pincenez blickten, und eine hohe Stimme. Wetscheslaw Iwanow besaß immense Kenntnisse, mindestens acht Sprachen beherrschte er fließend und konnte manchmal, fast ohne es selbst zu merken, aus einer Sprache in die andere übergehen: Griechisch, Latein, Deutsch, Französisch, Englisch, Italienisch, aber auch Hebräisch und natürlich Russisch, das ihm, wie das vom Russischen so verschiedene Kirchenslawisch, bis in die tiefsten Sprachwurzeln hinein vertraut war. Goethe kannte er auswendig, vor allem den Faust.

Sobald in der philosophischen oder gelehrten Diskussion eine Pause eintrat, brauste Lydia Dmitriewna, die Hausfrau, mit wehenden Locken dazwischen und verkündete, die jungen Dichter verzappelten sich schon vor Begier, ihre Gedichte zu sprechen. Und dann marschierten wir auf und deklamierten, sangen und predigten unsere Verse. Der Lyriker Goro-dezkij schob mich immer vor und dann sprach ich zum Erstaunen der Philosophen meine deutschen Gedichte, aber ich sprach auch George und manchmal Hugo von Hofmannsthal. Diese Nächte dauerten lang, manchmal sehr lang, ich erinnere mich an einen Sonnenaufgang auf dem Dach des Hauses, auf das wir unter Iwanows Führung hinaufstiegen: unter uns lag der taurische Park, und im Dunst der roten Morgensonne das gerade erwachende Petersburg, nur wenige Laute drangen herauf und oben sprach Blok mit seiner ruhigen gesammelten Stimme seine „Unbekannte“. Ich glaube, dies war damals die sogenannte Premiere des unsterblichen Gedichts. Es war alles russisch und doch ganz unruhig transzendent, ganz wie das heilige unheilige Sankt Petersburg, diese aufregende Geisterstadt der Welt. Die Mittwoch-Abende bei Iwanow, Sternstunden des Geistes, waren europäische Sternstunden, in denen sich der Genius Rußlands dem Werben der alten Welt aufschloß.

Johannes von Guenther „Ein Leben im Ostwind“. Zwischen Petersburg und München. Erinnerungen. Biederstein Verlag, München 1969.

## Ingenieur Andrés Luftfabrt

Roman von Per Olof Sundman

Deutsch von Udo Birkholz · © Benziger Verlag Köln  
Abdruckrecht durch Cosmopress Gené

15

„Ja“, sagte ich.

„Finden Sie den Turm schön?“ wollte er wissen.

„Wenn er einmal fällt, wird es ein sehr großer Fall sein“, sagte ich.

Wir kamen in Lachambres Ballonfabrik.

Dort lag, auf dem Fußboden der größten Werkstatt, Andrés Polarballon, gasleer, platt, geglättet, in zwei Hälften geteilt, das Oberteil weit hinten, dazwischen ein freier Streifen von mindestens fünf Metern, uns und dem Eingang am nächsten das Unterteil des Ballons.

Swedenborg und ich erblickten die Hülle zum erstenmal mit eigenen Augen.

Ich hatte sie mir dunkel vorgestellt, fast schwarz, doch sie war hell, nahezu orange.

„Ein verteuft großes Ding“, sagte Swedenborg.

Der Ballon, den André im Winter 1895/96 bestellt hatte, sollte einen Durchmesser von gut zwanzig Metern und ein Volumen von ungefähr viertausendfünfhundert Kubikmetern haben.

Henri Lachambre erhielt den Auftrag, den Ballon anzufertigen.

Er wurde aus insgesamt dreitausenddreihundertsechzig Stücken Seide zusammengesetzt, chinesischer Seide.

Das Oberteil der Hülle bestand aus vier doppelten Seidenschichten. Darauf folgten bis vier Meter unterhalb der Mittellinie drei doppelte Seidenschichten, für den Schluß sah man eine als ausreichend an.

Die dreitausenddreihundertsechzig Seidenstücke wurden vielfach vernäht, an bestimmten Stellen sogar dreifach.

Die Gesamtlänge der Nähte betrug vierzehntausend Meter, vierzehn Kilometer.

Durch das firmisgetränkte Seidengewebe konnte nachweislich kein Wasserstoff entweichen, das Problem waren die Nähte. Der Zweifel an ihrer Undurchlässigkeit war für Doktor Ekholm der gewichtigste Grund gewesen, vor dem neuen Versuch seinen Platz in der Expedition zur Verfügung zu stellen.

„Und das wiederum ist der Grund dafür, daß wir uns nun in Paris befinden“, sagte Swedenborg.

„Ein vierzehn Kilometer langer Zweifel“, fügte ich hinzu.

Man legte die Seidenquadrate so mit den Rändern aufeinander, daß eine sechzehn Millimeter breite Bahn entstand, die dann verklebt — und wie bereits erwähnt — mit Seidenfäden vernäht wurde.

Bei jedem Stich entstand ein Loch, das der Seidenfaden nicht ganz ausfüllte.

„Die Löcher sind sehr klein“, sagte Machuron.

„Wie viele sind es?“ fragte ich.

„Mindestens sieben Millionen, höchstens acht Millionen“, antwortete er zögernd.

Man hatte die Nähte sowohl auf der Innenseite als auch auf der Außenseite mit einem vier Zentimeter breiten Seidenstreifen abgedichtet. Als Klebstoff diente ein von Lachambre erfundener Kautschukfirnis.

Die Hülle selbst dichtete man mit einem Leinölfirnis, den Arnould zusammengestellt hatte und der seit langem unter anderem auch von den Fesselballoneinheiten der französischen Armee verwendet wurde.

Der Ballon befand sich nicht nur zur Aufbewahrung und Überprüfung in Paris, er sollte auch durch Einfügung eines zweiundneunzig Zentimeter breiten Streifens zwischen die beiden Hälften vergrößert werden.

„Ehe wir nach Spitzbergen reisen, müssen wir sämtliche Nähte verstärken“, sagte Machuron, „und da es Lachambre gelungen ist, einen neuen Kautschukfirnis zu entwickeln, können wir außerdem noch die Festigkeit der Dichtungstreifen erhöhen.“

Machuron zeigte einen fast jugendhaften Stolz, wenn er über den Ballon und dessen Konstruktion sprach. Er behauptete, der Freiballon sei mit größerer Genauigkeit und Sorgfalt gearbeitet als irgendeiner seiner Vorgänger.

Das Netz zum Beispiel habe nicht weniger als neunzehntausend Maschen, aber nicht einen einzigen Knoten. Die Seile seien an ihren Berührungspunkten mit festem Garn verschnürt. Für diese Prozedur habe man über fünfzehntausend Meter Bindegarn verbraucht.

„Welchen Durchmesser haben die Seile des Netzes?“ fragte Swedenborg.

„Fünfeinhalb Millimeter“, antwortete Machuron. „Italienischer Hanf.“

„Gesamtlänge?“

„Fünfundzwanzigtausend Meter.“

„Gewicht?“

„Gut dreihundertfünfzig Kilo. Es variiert leicht, je nachdem, wie groß die Luftfeuchtigkeit ist.“

„Dieser Teufelskerl weiß alles auswendig“, sagte Swedenborg zu mir.

„Die Seile sind fein“, erklärte Machtron, „aber sie halten einer Belastung von ungefähr fünfzehnhundert Kilo stand, ohne zu reißen. Wir haben ganze Serien von Zerreißproben durchgeführt. Das schlechteste Ergebnis lag bei vierhundertzwanzig, das beste bei fünfhundertvierzig Kilo.“

VII

Jeanne und Louise, die Töchter unserer Wirtin, wurden unsere Begleiterinnen für die Pariser Cafés und Vergnügungsetablissemments.

Swedenborg übersetzte ihnen einen Bericht des Pariser Korrespondenten der Londoner „Daily News“: „Mr. Fraenkel ist ein langer, breitschultriger Hüne, ein jovialer Riese, wie es in Norwegen so viele gibt. Er sieht den kommenden Gefahren und Schwierigkeiten gelassen und optimistisch entgegen.“

Ich stand auf und verbeugte mich.

„Mr. Swedenborg könnte man gleichfalls als einen schlanken, athletischen Riesen bezeichnen, befände er sich nur nicht in Gesellschaft von Mr. Fraenkel. Auch er ist voller Enthusiasmus für das Unternehmen. Seine Augen blitzen vor Begeisterung, wenn er von der Expedition spricht, aber sie werden wehmütig bei dem Gedanken, daß die Pflicht ihn bald von den schönen Französischen wegrufen wird.“

„Gewiß bin ich schlank und unglaublich elastisch“, sagte Swedenborg, „aber sowohl während meiner Boxerkarriere als auch zu der Zeit, da ich königlich schwedischer Meister im Säbelfechten war, stufte man mich als Leichtgewicht ein. In der Tat hatte ich bei meinem Dienst im königlichen Schloß zu Stockholm als Hofpage Seiner Majestät, König Oscars II. von Schweden und Norwegen, große Schwierigkeiten mit dem vergoldeten Paradedegen“, fuhr er fort. „Die Scheide stieß oft auf den Fußboden und störte mit ihrem Klirren die feierlichsten Zeremonien. Ich war für den königlichen Paradedegen ganz einfach zu kurz. Königlich schwedische Paradedegen sind nämlich in ihrer Länge auf die jovialen Hünen zugeschnitten, mit denen Norwegen so reichlich gesegnet ist.“

Swedenborgs Übersetzung aus der „Daily News“ war im großen und ganzen korrekt, soweit ich das mit meinen mangelhaften Französischkenntnissen beurteilen konnte. In einem Punkt hat er sich jedoch einer Fälschung schuldig gemacht.

Zwar hieß es in dem Artikel, daß Mr. Swedenborg vor Begeisterung blitzende Augen „wehmütig“ würden, aber nicht im Hinblick darauf, daß er bald die schönen Französischen verlassen müsse, sondern darauf, daß er als Ersatzmann aller Wahrscheinlichkeit nach niemals an der Ballonfahrt zum Nordpol teilnehmen würde.

Swedenborg versuchte während unseres Aufenthaltes in Paris systematisch zu verbergen, daß er der Expedition als Suppleant angehörte und damit einen Status von höchst ungewisser Bedeutung innehatte.

(Fortsetzung folgt)